

Glaubenskonsens spricht (erstens von der Übereinstimmung der biblischen Texte, zweitens von der „vertikalen“ Übereinstimmung der Vätertradition, drittens vom „horizontalen“ Konsens der lehrenden und betenden Catholica). Das war nur allzu verständlich und durch die konkrete Spaltung bedingt. Aber wie Eduard Baumann deutlich in seiner Arbeit über den Konsensbegriff beim hl. Thomas Morus gezeigt hat, gehörte das Konsensdenken prinzipiell zur geistigen Grundlage der humanistischen Kommunität. Erasmus vertrat eben die Auffassung, die Calvin später keineswegs teilte, dass durch „Unfrieden“ die Suche nach „Wahrheit“ behindert wird und dass wirklicher „Friede“ mit „Wahrheit“ identisch sei. Der Sache nach vertrat Erasmus den Konsens-Gedanken schon lange vor Luthers Reformation. Die vom Autor zitierte Stelle von Habermas könnte auch von Erasmus stammen: Die Wahrheitssuche vertrage keine gewalttätige Fremdbestimmung. Aber der Frankfurter Philosoph unterschlägt ein wenig, dass es nach der dreitausendjährigen jüdisch-christlichen Erbsündenlehre die Geneigtheit zum Bösen ist, die immer wieder den Verstand auch der Besten trübt und die Wahrheitssuche mehr behindert als Diktatoren und sonstige Gewaltherrscher.

Wilhering

Gerhard B. Winkler

■ CONRAD ANNE (Hg.), „*In Christo ist weder man noch weyb*“. Frauen in der Zeit der Reformation und der katholischen Reform. (KLK 59) Aschendorff, Münster 1999.

Eine überkonfessionelle Gruppe von zehn beherzten jungen Forscherinnen hat sich in dieser Schriftenreihe des *Corpus Catholicorum* zusammengefunden, um die Rolle von Frauen verschiedener Konfessionen zu studieren und auch für heutige Fragestellungen Antworten zu suchen. Bekannte Persönlichkeiten wie die eifrige, aber irenische Lutheranerin Argula von Grumbach aus der Oberpfalz, die Nürnberger Patrizierin und Clarissin Caritas Pirckheimer und die Ordensgründerin und Erzieherin Angela Merici verdienen vertiefte Aufmerksamkeit und Neubewertung. Denn immer lassen sich periodische Umbrüche besonders sensibel in der Stellung der Frauen ablesen. Die Ordenshistorikerin Anne Conrad (Hamburg) erstellte das ergiebige redaktionelle Programm in einem einleitenden Essay: „Überlegungen zu einer Geschlechtergeschichte der Reformation und der katholischen Reform“. (9–22) Sie empfiehlt dabei eine Analyse des Gottesbildes der Reformatoren, des Stellenwerts der Heiligenverehrung und der Klöster, der neuen Ehe- und Moralvorstellungen und der Auffassungen von Laienpriestertum. Dabei erachtet sie

die rhetorische Frage der Amerikanerin Eleanor McLaughlins: „Was there a Reformation in the Sixteenth Century?“ immer noch für unüberholt im Sinne der feministischen Fragestellung.

Irene Leicht (Freiburg) widmete sich den gelehrten Humanistinnen (22–48) von Caritas Pirckheimer bis zur Vittoria Colonna. Ich bezweifle, ob sie die Bescheidenheitstopoi der Nürnberger Äbtissin in ihrem Dankschreiben an Conrad Celtis nicht überinterpretiert hat. Vergleichbare Floskeln finden sich beileibe nicht nur in Frauenbriefen. Die Zeit- und Standesgenossen (katholische wie reformatorische) hielten sie nachgewiesenermaßen nicht nur für die hohe „frowe“, der man lateinische Verse widmete, sondern einfach für eine respektgebietende „mulier fortis“. Der Erzhumanist wäre heute ein Nobelpreisträger für Literatur. Kann man sich den Verfasser der „Blechtrommel“ vorstellen, wie er einer Dame des 20. Jahrhunderts vergleichbar huldigt? Ohne die Verdienste von Manfred Welti schmälern zu wollen, rechne ich die italienischen „Solafideisten“ nicht ohne Unterschied zum Prostetantismus. Michelangelo hätte sich bedankt. Die Schilderung der gebildeten Damen nimmt so gefangen, dass man fast vergisst, dass in den Städten nördlich der Alpen nur 15 Prozent der Männer und Frauen und in den Dörfern oft nur ein Promill keine Analphabeten waren.

Die Argula-Forscherin Silke Halbach (Hannover, evang.) beschäftigte sich mit Frauen als Verfasserinnen evangelischer Flugschriften (49–68). Sie zeigt, dass das neue Medium und das entsprechende Eingreifen von Frauen nur auf einen Zeitraum der bekannten „Volksreformation“ beschränkt war, ohne dass dadurch eine Regel entstand.

Antje Rüttgard (Göttingen, evang.) forschte über norddeutsche Zisterzienserinnen, namentlich das neuerdings wieder von Seligenthal in Landshut aus besiedelte Helfta, und analysierte die Flugschriften zum Nonnenleben (69–94). Die Verfasserin vermag überzeugend darzustellen, dass reformatorische Lehren und Maßnahmen zwar ursprünglich zur Befreiung unglücklicher Nonnen gedacht waren, schließlich aber zu einer „Verengung ihrer Lebensgestaltung“ (71) und einer Ideologisierung führten. Sie subsumiert die „Eigendynamik“ der reformatorischen Klosterpolitik frauopolitisch im Sinne H. Scheibles und des Einleitungssessays als „konservative Revolution“ (94).

Die Studienstifterin Nicole Grochowina (Hamburg) untersuchte die Frauenfrage in der täufersischen Bewegung (95–113), indem sie bei aller Unsicherheit der Quellenlage eher zum Schluss kommt, dass bei den „Freikirchen“ die Gleichheit der Geschlechter eigentlich nur im Martyrium

gegeben war. Ansonsten habe die Sektenspiritualität patriarchalischen Strukturen eher Vorschub geleistet (113), selbst bei den Mennoniten, wo man es am wenigsten erwarten würde.

Die allgemeingültige Frage, wieweit sich Frauen eher zu spiritualistischen Sektentypen hingezogen fühlen als Männer, versucht Caroline Gritschke (Kassel) in ihrer Arbeit über Schwenkfeld zu beantworten (114–128). In Ulm war zum Beispiel ein deutliches Übergewicht der Anhängerinnen des schlesischen Schwärmers (127) gegeben. Gründe lassen sich nur vermuten: Ein Minimum an Institution, die Bevorzugung der Hauptgottesdienste und die Akzeptanz nicht verheirateter Frauen sind als äußere Gründe erwägenswert.

Barbara Henze (Freiburg) schrieb eine komparative Studie zur Ehelehre der Reformatoren und des Trierer Konzils (129–151). Sie betont den Zeichencharakter der Verbrennung der Dekretalien (1520) auch für das traditionelle Eherecht (131): „Da für ihn <Luther> das kanonische Recht keine Gültigkeit mehr besaß, sah er sich berechtigt, auch die Ehehindernisse neu zu bedenken.“ Ich hätte diese personalisierte Formulierung der generalisierenden der Verfasserin vorgezogen. Denn Zeitgenossen wie Thomas More verstanden prophetische Tathandlungen wie die Szene am Elstertor präziser als wir Heutige. Ich würde auch nicht von der „Ehetheologie“ des Trierer Konzils sprechen. Die war auch gegeben. Aber primär ging es doch den Konzilsvätern darum, einfach den Glauben der Jahrhunderte klarzustellen.

Die Rechtshistorikerin Siegrid Westphal (Jena, evang.) beschäftigte sich mit dem Antagonismus von Kirchenzucht und Ehe im neuen Protestantismus (152–171). Sie bietet Belege, dass öffentliche Moral nicht nur von Obrigkeit und Konsistorium, sondern auch von der dörflichen Gemeinschaft erzwungen wurde. Die Autorin sollte in ihren Archivforschungen ermutigt werden. Englische Forschungen der Sozialgeschichte haben allerdings gezeigt, dass es in diesem Bereich sehr schwierig ist, zu allgemein gültigen Aussagen zu kommen, es sei denn, man begnügt sich mit der Erkenntnis, dass die katholischen Baiern fleißiger am Sonntag getanzt (und auch gesündigt) haben als die benachbarten Pfalz-Neuburger (166). Leichter als eine Sittengeschichte – etwa über konfessionsbedingte Ursachen des Kölner Carnevals.

Die Liturgie- und Ordenshistorikerin Gisela Muschiol (Hannover) schrieb über die Spannung zwischen Klausur und Apostolat der nachtridentinischen Frauenorden (172–198). Lucia Koch (Berlin, evang.) über protestantische Damenstifte (199–230). Die Klausurbestimmungen des Trien-

ter Konzils werden m.E. mit den Nomina „Einschließung“, „Eliminierung“ u.ä. zu vorschnell abgewertet. Wie die Reform der hl. Theresa von Avila zeigt, brauchen sich Klausur und Apostolat nicht auszuschließen.

Der letzte Beitrag enthält kostbares Material zur Forderung Luthers, dass Klöster wieder Schulen werden müssten.

Im vorliegenden Sammelband finden sich substantielles Diskussionsmaterial und gesicherte neue Erkenntnisse zur Frauenfrage, die man nur durch gründliche Quellenkenntnis und möglichst ideologiefreie Interpretation gewinnen kann. Der Görresgesellschaft sei zum hohen Niveau gratuliert.

Wilheling

Gerhard B. Winkler

■ SCHEIBLE HELGA (Hg.), *Willibald Pirckheimer Briefwechsel*. (Band V) Beck, München 2001. (530) DM 294,-/S 2.146,-/sFr 259,-. ISBN 3-406-47190-0

Der Nürnberger Patrizier Willibald Pirckheimer (1470–1530) gilt als herausragender Humanist des frühen 16. Jahrhunderts, und seine Person steht paradigmatisch für den deutschen Renaissance-Humanismus. Der Rückgang der lateinischen Sprachkenntnisse führt dazu, dass seine kunstvollen Briefe nicht mehr gewürdigt werden und sein Werk in Vergessenheit gerät. Er war einer der bedeutendsten Übersetzer von Griechischen ins Lateinische des 16. Jahrhunderts.

Interesse an seiner Person und an seiner Glaubensauffassung hat über Jahrhunderte vor allem die Kirchengeschichtsschreibung bewiesen. Im 19. Jahrhundert zählte ihn Andreas Raef in seinem großen Sammelwerk zu den Konvertiten, später vertraten katholische Autoren die Ansicht, Pirckheimer sei im Zuge der reformatorischen Auswüchse zum alten Glauben zurückgekehrt, obwohl er, wie in imperfektem Latein vermerkt, „sine lux, sine crux“ gestorben ist. Seiner berühmten Schwester, der Äbtissin des Nürnberger Klarissenklosters Caritas Pirckheimer (1467–1532), die im Zuge der Reformation massiven Unterdrückungsmaßnahmen von Seiten des patrizischen Rates ausgesetzt war und deren Kloster zum Aussterben verurteilt wurde, wird bei diesem Glaubenswandel eine wichtige Rolle eingeräumt.

Auf dem Weg zur Beurteilung des Humanisten in der Reformation ist jetzt ein weiterer Teilschritt ad fontes möglich. Über 100 Jahre zieht sich die Arbeit am Briefwechsel hin, da Pirckheimer in gut humanistischer Manier eine Briefsammlung anlegte. Dagegen hat sich von seinen Schreiben nur ein Bruchteil erhalten.